Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Schreibershofen, H. von: David Beronski : (Fortsetzung.)

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Visual Library

David Beronski.

Von H. von Schreibershofen.

(Fortsetzung.)

Ich kann, ich darf es nicht! sagte David. Wie könnte ich als einer der Euern leben und lügen und heucheln? In meinem Herzen stehen die Worte gegen mich auf: „Wer mich verleugnet vor den Menschen, den will ich auch verleugnen vor meinem himmlischen Vater.“ Mutter! Du hast mir das Buch des Lebens genommen, das Buch, durch welches ich mein Heil gefunden hatte, doch Tag und Nacht stehen mir seine Worte vor Augen, und sie lassen mir keine Ruhe. Es drängt und treibt mich, sie auszusprechen, euch allen davon zu sagen, von dem großen, wunderbaren Geheimnisse der Menschwerdung Christi. Mutter, die ich auf Erden am meisten liebe! Höre auf meine Worte, laß mich dir davon sagen, auf daß du mit mir an ihn glauben lernst, den Heiland Jesus —

Schweig! schrie Rebekka und stieß ihn mit der Hand fort. Wage nicht, solche Lästerworte noch einmal zu mir zu sprechen! Noch einmal frage ich dich: willst du diesen Irrweg verlassen, deinen Wahn abschwören?

Ich kann es nicht!

David stand vor ihr, die Hände auf die Brust gelegt, den Blick ruhig und fest auf die aufgeregte, zitternde alte Frau geheftet. Ihr Kopftuch hatte sich gelöst, sie hatte ihre Pelzjacke abgeworfen und ihr Atem ging schnell und laut.

Ich kann für dich sterben, Mutter, aber die Wahrheit darf ich nicht länger verleugnen. „Wer Vater oder Mutter mehr liebt denn mich, der ist mein nicht wert,“ sagt Jesus Christus. Ich darf dir nicht zu willen sein, so weh es mir thut.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

So möge mein Fluch auf dir ruhen! schrie Rebekka leidenschaftlich. Aufspringend streckte sie beide Hände gegen ihn aus und rief laut und gellend: Speise und Trank sollen dir zu Gift und Galle werden, der Thau des Himmels dich nicht erquicken, die Strahlen der Sonne dich nicht mehr wärmen! Elend und Not sollen sich an deine Fersen heften, und was du anfängst, soll zu deinem Verderben sein, was du thust, dir Leid und Kummer bringen! Wohin dich deine Füße tragen, gen Mittag, Abend, Morgen oder Nacht, du sollst keine Ruhe finden, und mit dem Zeichen Kains, des Mörders, sollst du umhergehen, gemieden und verachtet von jedermann!

Zusammenschauernd war David mit verhülltem Antlitze auf seinen Sitz gesunken. Als er aufblickte, war er allein — ganz allein! So wie er von nun an immer sein sollte, auch die Mutterliebe hatte sich von ihm gewendet.

Schon blickten die Sterne in das Gemach, und noch immer saß David unbeweglich, das Haupt verhüllt.

Von seiner Mutter verflucht! Sie, die bisher nur Worte der Liebe, der Zärtlichkeit für ihn gefunden, hatte sein Haupt mit ihrem Fluche beladen, der ihn verfolgen sollte, dem er nicht entfliehen konnte. Ein Verstoßener! Ein schneidendes Weh, ein Schmerz, wie er ihn noch nie empfunden, durchzuckte sein Herz. Von nun an war sein Leben von dem ihren gelöst — er stand allein! Das Gefühl einer grenzenlosen Verlassenheit überfiel ihn und Angst vor der Vereinsamung, die ihm bevorstand. Er mußte mit seiner ganzen Vergangenheit brechen und abschließen, eine Brücke führte nicht über diesen Abgrund, das wußte er nur zu gut.

Wer Vater oder Mutter mehr liebt, denn mich —!

Er konnte nicht anders, und der Gott, der das verlangte, hätte auch diesem Fluche einer irrenden Mutter kein Gehör gegeben. Der Herr, auf dessen Geheiß er so handeln mußte, konnte seine Hand nicht von ihm abziehen.

Eine große Ruhe, ein felsenfestes Vertrauen erfüllte plötzlich sein Herz.

Da sprach ihn jemand an — er blickte auf.

Der Schames, der Synagogendiener, stand vor ihm. Ein bitteres Lächeln zog über Davids Antlitz. Er wußte alles. Man zögerte nicht. Das Weib, um deretwillen seine Mutter einst so bittere Thränen vor ihm vergossen, die ihm seine Freiheit gekostet, hatte ihn angeklagt seines Abfalles wegen. Wäre es nicht schon Nacht gewesen, der Schames wäre nicht allein gekommen, man hätte ihn vielleicht gleich — gesteinigt. Sein Herz zog sich zusammen, er wußte, was ihm bevorstand. Morgen sollte er in der Gemeindeversammlung erscheinen, er wußte, man würde ihn der Form wegen zum Widerruf auffordern und ihn dann entweder in einen festen Gewahrsam bringen oder — gleich töten. Er sah, während der Schames die wenigen Worte der Vorladung sprach, wie in einem Spiegel, was sie mit ihm thun würden, hörte die Vorwürfe und Anklagen Salomes, sah, wie alle, die ihn immer seines größern Wissens wegen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

gehaßt, seine andre Erziehung beneidet und getadelt hatten, nun ihre Stimmen damit vereinigten. Er hörte im voraus, wie sich die Bosheit und der Haß Luft machten und sein Los besiegelten. Er wußte mehr als einen Fall, wo Abtrünnige verschwunden — getötet — ermordet worden waren.

Er fürchtete den Tod nicht. Er hätte ihn als eine Erlösung aus dem qualvollen Wirrsal seines Lebens angesehen. Auch seiner Mutter wegen beklagte er ein solches Ende nicht mehr, hatte sie ihm doch geflucht und hätte sie ihn doch lieber tot als in einen Christen verwandelt gesehen.

Und doch hatte sie ihn geliebt, wie er seine Kinder liebte!

Seine Kinder! Was sollte aus ihnen werden, wenn man ihn getötet haben würde? Im alten Glauben — sagte er sich — würden sie heranwachsen, mit ihm, dem Vater, würde jede Möglichkeit schwinden, daß auch ihnen die Binde von den Augen genommen werde. Die Kinder standen in all ihrer Lieblichkeit und Unschuld vor seinem Geiste, und eine unbeschreibliche Sehnsucht, auch sie mit hinweg nehmen zu können aus diesem schweren Leben, erfüllte ihn. Für ihn hätte das Leben keinen Reiz mehr gehabt, selbst wenn er das gewisse Ende jetzt nicht vor Augen gesehen hätte. Er sehnte sich nach Ruhe. Aber seine Kinder! Er wußte, man würde sie lehren, seiner mit Haß und Verachtung zu gedenken! Was konnte er dagegen thun? Ein Schrei nach Erleuchtung, nach einem Fingerzeige stieg aus seinem gequälten Herzen zum Gekreuzigten empor. Nicht für sich, für seine Kinder hat er, die er in diesem Augenblicke zum erstenmale als Kinder des Herrn, als mit seinem Blute erkauft betrachtete.

Und wie eine Antwort kam eine Eingebung über ihn. Er richtete sich auf, seine Augen leuchteten, seine Wangen brannten vor Erregung. Die Hände gegen die Stirn gepreßt, dachte er nach.

Seine Ergebung, zu sterben und sie zu verlassen, erschien ihm feige und schwach, seines möglichen Zieles unwürdig. Hatte er nicht die Pflicht, sich für sie zu erhalten und dadurch der Möglichkeit Raum zu geben, auch ihnen den Weg zur Erkenntnis zu bahnen?

Er hörte Schritte, hörte Thüren auf- und zugehen, dann wurde wieder alles still. Salome war also wieder gekommen und vermied ihn, auch für seine Mutter war er nicht mehr da.

Der Schmerz ergriff ihn wieder. Seiner Frau zürnte er nicht, sie handelte nur, wie sie es nach ihrer Erziehung, ihren Anschauungen, ihrem ganzen bisherigen Leben thun mußte, aber er fühlte sich von ihr innerlich frei und geschieden. Eine Gemeinschaft konnte zwischen ihnen nie wieder sein. Er wußte, daß sie kalt, vielleicht sogar mit Genugthuung zusehen würde, wenn man ihn ergriff und festnahm.

Er horchte — alles Geräusch war verstummt, nur der Wind stieß von Zeit zu Zeit heftig gegen die Fenster.

David zog seine Schuhe aus, schlich lautlos im Hause umher und barg

allerlei in den weiten Falten seines Kaftans. Dann blickte er hinaus nach dem Himmel und spähte nach der Windrichtung. Der Himmel war ziemlich wolkenlos, nur im Osten lag eine dunkle Wolkenwand, die für später Regen verhieß. Einzelne Sterne blinkten zwischen leichten Wölkchen hervor, von keinem Mondenschein zurückgedrängt. Der Wind, der über sein Antlitz strich, schien weniger kalt als vorhin.

Es muß sein, sagte er laut, nahm ein weiches Tuch, welches Salome im Zorne beim Hinausstürzen fortgeschleudert hatte, und ging dann mit vorsichtigen, leisen Schritten durch das Haus bis in das Gemach, wo die gemeinschaftliche Schlafstätte war.

Auf einem niedrigen Polster lag Salome, neben ihr die beiden Kinder. Sie hatte beide mit den Armen an sich gedrückt, doch der Schlaf hatte ihre Glieder gelöst, ihre Arme lagen nun schlaff auf dem Lager, und im unruhigen Kinderschlafe hatten sich die Kleinen von ihr abgewendet. Das flackernde Licht eines Lämpchens warf unruhige Schatten über die Schlafenden.

Leise auf den Zehen stahl sich David an das Lager, kniete nieder, schob vorsichtig den Arm unter die kleine Rahel, und indem er sie sanft an sich zog, warf er mit einer raschen Bewegung das Tuch über sie — gerade im richtigen Augenblicke. Schon hatte sich das kleine Kinderantlitz weinerlich verzogen, da wurde sie leidenschaftlich an das laut pochende Herz ihres Vaters gepreßt, ein Kuß und ein leise geflüsterter Zuspruch beruhigte sie. Die halb geöffneten blauen Augen fielen wieder zu, sie schmiegte sich in die weichen Falten des Tuches und schlief weiter.

David atmete tief auf — die Hälfte seines Planes war gelungen. Nachdem er das Tuch um sich befestigt hatte, so daß Rahel geborgen ruhte und doch seine weitern Bewegungen nicht hemmte, versuchte er nun auch die kleine Rebekka von Salomes Seite zu ziehen. Aber vielleicht war sein Griff doch nicht so sicher, seine Hand durch die Last, die er trug, gehindert — die Kleine schrak bei der ersten, leisen Berührung zusammen. Salome erwachte durch einen Laut, den das Kind ausstieß, streckte halb schlafend die Hand aus, zog sie näher und legte den Arm um sie.

Regungslos war David in der halb gebückten Stellung geblieben, er wagte kaum zu atmen. Die Zeit drängte. Erwachte Salome vollends, so war sein Plan rettungslos gescheitert. Auch warten durfte er nicht länger, wenn er nicht alles aufs Spiel setzen wollte.

In heftigem, innerm Kampfe blieb er unentschlossen stehen. Da regte sich Rahel und versuchte ein Ärmchen frei zu bekommen. Noch eine Minute Zögerns, und auch sie mußte ihm wieder verloren sein.

Noch einmal blickte er auf Salome herab. In dem Halbdunkel erschien ihr Antlitz noch finsterer und drohender als sonst. Sie hatte die eine Hand zusammen geballt auf den Busen gelegt, die Stirn war in strenge Falten gezogen, die schmalen Lippen fest zusammen gepreßt.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

David wendete sich schaudernd ab. Der letzte Blick auf die Gattin seiner Jugend zeigte sie ihm abschreckend, hart und erbarmungslos, er war sicher, sie würde ihn mitleidslos opfern.

Neben dem Lager lag eine Decke; er hob sie auf, schlang sie um sich und Rahel, verließ leise, unhörbar das Gemach und durchschritt wie ein Dieb das Haus.

Aus einem andern Zimmer tönte unterdrücktes Schluchzen. Die Gattin des Abtrünnigen, welche die Strafe auf sein Haupt herab beschworen hatte, schlief — die Mutter beweinte ihren Sohn und wollte sich nicht trösten lassen. Zu jeder andern Zeit hätten diese Laute David zurückgehalten und gefesselt, jetzt achtete er kaum darauf. Er mußte sein Kind, seine Rahel in Sicherheit bringen.

Er zog seine Schuhe wieder an, trat vor das Haus hinaus und ging durch die Straßen, zwischen den Häusern hin, die er seit seinen Kinderjahren täglich gesehen hatte. Er kannte jede Hütte, wußte, wer darin wohnte, aber er dachte nicht daran, daß er alles jetzt zum letzten male sähe. Fort, fort! Nur rasch fort!

Vor dem Hause des Karaïten blieb er einen Augenblick stehen, um Rahel fester einzuhüllen, denn der Wind blies stärker. Aber so leise seine Schritte auch waren, ein wachsames Ohr hatte sie doch gehört. Jeschka stand sofort am Fenster und spähte hinaus. Schlaflos hatte sie auf ihrem Lager gelegen und durch das Fenster nach den Sternen empor geblickt. Konnte es der sein, dessen Tritt sie stets schon von weitem erkannte? Wie kam er nachts hierher, und was trieb ihn hinaus?

Sie schlich zur Hütte hinaus und eilte ihm flüchtigen Fußes nach. Aber er war ihr weit voraus und sie sah ihn nicht mehr.

Der Wind war in der Nähe des Teiches viel stärker, und bei einem Versuche Davids, die Kleine besser einzuhüllen, zerrte er an der Decke, welche David um sie geschlungen hatte, und entführte sie ihm, indem er zugleich seine Kopfbedeckung herabwehte und beides dem Sumpfe zutrieb, wo es im Röhricht hängen blieb. Es war für David ein herber Verlust, dennoch durfte er keinen Versuch machen, die Decke wieder zu erlangen. Der Zeitverlust wie die Unmöglichkeit, die Nähe des Sumpfes in Sicherheit zu erreichen, verboten es. So wickelte er das Tuch fester um die Kleine, und indem er sie noch in die Falten seines Kaftans hüllte, ging er unter dem Sternenhimmel dahin, der unbekannten Ferne zu, ohne Hilfe, ohne Freunde, allein, mit einem unmündigen, noch der größten Sorgfalt bedürfenden Kinde, verlassen und hilflos, doch stark in seinem Glauben und seinem festen Vertrauen auf den, der ihn auf so wunderbare Weise zu sich gezogen hatte. So verlor er sich in dem rasch herabsinkenden Nebel, der sich um ihn schloß, als wollte er ihn von der Oberfläche der Erde hinweg nehmen.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

7.

Als der späte Morgen heraufkam, fiel sein erster, matter Schein auf Jeschka, welche noch immer in der Nähe des Teiches herumging, in der Hoffnung, David wieder zu sehen, ihn zu fragen, was ihn in der Tiefe der Nacht herausgetrieben habe. Aber bei dem ersten, fahlen Lichte des Tages sah Jeschka auf dem Sumpfe die Decke und die Kopfbedeckung Davids, die sie ja kannte. Ihre Augen wurden größer und größer, ihr Atem stockte, dann sank sie mit einem lauten Schrei zu Boden. Die Welt war für sie mit einem male dunkel und öde, das Licht geschwunden und ausgelöscht. Und nicht nur für sie!

Mein Sohn! Mein Sohn! Wollte Gott, ich hätte für dich sterben können! war der Schrei in Rebekkas Herzen.

Das angstvolle, entsetzliche Suchen! Die unausgesprochene, schreckensvolle Furcht, Salomes Verrat habe die Eiferer in Israel zu plötzlicher Rache und Strafe aufgestachelt, und das unausbleibliche Gericht habe den Abtrünnigen sofort ereilt! Der Fund im Sumpfe verneinte dies zwar, man würde keine Spuren zurückgelassen haben, dennoch blieb in Rebekkas Herzen der grauenhafte Argwohn zurück, jene, die keinen Abfall im Volke Israel duldeten, hätten David dort hingeschafft und ihn dort verschwinden lassen.

Salomes Fragen, ihr Rufen, ihr Schmerz galten nur Rahel. Ihr schien es zweifellos, daß David das Kind mit in seinen freiwilligen Tod genommen habe, konnte sie doch nur nach ihren eignen Empfindungen urteilen.

Rebekkas Lager floh der Schlaf. Laut jammernd beweinte sie den Toten, obgleich sie dem Lebenden geflucht hatte. Hatte Salome Recht, dann hatten ihre Flucheworte ihn in den Tod getrieben. Sie ging Abend für Abend an den Teich, und hing dort ihren Erinnerungen nach, aber sie verstand nicht die Sprache des Windes, nicht das Geflüster des Schilfes, nicht den Schrei des gelben, gesprenkelten Steppenhuhnes, das vor ihren Schritten aufschreckte und weiter flog.

Was erzählten sie?

Von einer einsamen Gestalt, welche über die weite Steppe schwankt, mit dem Gewande ein zartes Kind schirmend. Es will Abend werden, die Nacht senkt sich herab, der Schritt des Wandernden ist unsicher, schwach, und immer angstvoller richtet er den Blick auf das kleine Kindergesicht, welches unter den Falten seines Gewandes an seiner Brust ruht. Bisher hat er es möglich gemacht, immer Nahrung für die Kleine zu finden, doch schon den ganzen heutigen Tag hat er vergeblich nach einem Dorfe, einem Gehöft ausgesehen. Von Zeit zu Zeit stößt das Kind ein klägliches Schreien aus — für den Vater sind Hunger und Durst nichts, aber für sein Kind! Der Wind zerrt an seinem Gewande, hohles Brausen füllt die Luft. Verzweiflungsvoll blickt er umher. Da schimmert Licht. Neuer Mut beseelt ihn, sein Schritt wird fester. In wenigen Minuten erkennt er ein Feuer, braune, kräftige, große Gestalten liegen darum.

Im Schutze eines großen Heuschobers stehen und liegen mehrere Gespann silbergrauer Ochsen mit langen, breiten Hörnern. Die Männer, welche um das Feuer kauern, rauchen aus ihren kurzen Pfeifen und unterhalten sich eifrig. Ein großer, dampfender Kessel ist über dem Feuer aufgehängt, und hin und wieder springt einer der Leute auf und rührt darin herum. Dann steigen neue Dampfwolken aus dem Kessel auf, und von den auf- und abzüngelnden Flammen rötlich angehaucht, umfließen sie die braune, kräftige Gestalt, daß sie geisterhaft hin und her zu schwanken scheint.

David sieht aus der Entfernung diese seltsame Erscheinung vor dem aufzuckenden Feuer auf und nieder tauchen, und einen Augenblick packt ihn abergläubische Furcht vor Hexen und Waldteufeln, wie sie schon manchen Wandrer verlockt haben. Nimmt er Nahrung von ihnen an, so ist er ihnen dadurch verfallen. Da brüllt ein Ochse. Erleichtert tritt er näher, böse Geister führen keine Wagen, keine Ochsengespanne mit sich. Es sind die Getreidehändler.

Das Weinen des Kindes verrät den Leuten sein Nahen. Man fragt ihn nicht; er hat sich verirrt. Keine Seltenheit! Die Gutmütigkeit der Leute versieht ihn mit dem Nötigsten, und gern hätten sie ihn andern Tages auf ihren Wagen mitgenommen, denn für ein weinendes Kind empfindet jeder Mitleid, hätte nicht ihr Weg gen Osten geführt. David aber zieht es der untergehenden Sonne nach. —

Der Sturm treibt schwere Wolken vor sich her, und brausend ergießt sich eine Regenflut auf das Land. Der Wind spielt mit der herunterströmenden Wassermenge, jagt sie wie eine weiße Wolke vorüber, spritzt sie wieder hoch empor, wirbelt sie herum, läßt sie, sich selbst einen Augenblick Ruhe gönnend, wie einen Wasserfall vom Himmel fallen, um sie dann mit neuem Ungestüm unter Heulen und Pfeifen gegen die hohen Thore eines einsamen Klosters zu schleudern.

Die Gestalt eines Wandrers lehnt daran und pocht, während er ängstlich bemüht ist, ein Bündel unter seinem Kaftan vor der Wut des Wetters zu schirmen. Endlich wird sein Pochen gehört. Ein kleines Pförtchen öffnet sich, und erschöpft sinkt der Wandrer auf einen Steinsitz, kaum noch imstande, das Tuch zu lüften und dem erstaunten Bruder Pförtner das blasse Kindergesicht zu zeigen, aus dem große, tiefliegende Augen, wie um Mitleid und Erbarmen flehend, herausſehen.

Ein Verirrter, in diesem Wetter, im Winter und mit einem zarten Kinde!

Die lang entbehrte Wohlthat eines Obdaches, guter, reichlicher Nahrung und Pflege für Rahel geben dem Heimatlosen seine Kräfte zurück.

Ich bin ein Christ, sagt er auf Befragen; doch er kennt weder die Zeremonien noch die Gebräuche, welche für die Klosterbrüder den Christen kennzeichnen. Er kennt nicht das Zeichen des Kreuzes, weiß auch nichts von den christlichen Festzeiten, man erkennt in ihm sehr bald den Juden, dem sich die Klosterpforte nicht aufthun durfte, und glaubt seinen Worten nicht.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

In der Nacht kommt der Pförtner zu ihm, heimlich, von Mitleid bewegt.

Willst du ganz hier bleiben, einer der Unsern sein?

Das kann ich nicht, mich rufen andre Stimmen. Laßt mich nur hier, bis Frühlingswinde wehen, warmer Regen die Fluren tränkt und alles im grünen Kleide steht. Jetzt im Winter würde mein Kind umkommen —

Werde der Unsern einer, dann kannst du bleiben, sonst können dich die Mauern unsers heiligen Hauses nicht länger schirmen. Dein Kind mußt du aber hier lassen.

Meine Rahel hergeben?

Ja, sie wird Eigentum und Zögling des Klosters bleiben. Es wird für sie gesorgt werden. Du darfst sie zwar nicht sehen, aber man wird dir Nachricht geben, wenn du kommst, nach ihr zu fragen.

Wir gehören zusammen! Nach allem, was wir schon zusammen gelitten haben, wäre es eine Grausamkeit, uns zu trennen. David nimmt angstvoll die Kleine auf und preßt sie an sich. Laß mich fort, ich will nicht länger hier bleiben, Gott wird uns schützen!

Geh dort hinaus, wo der Eisenweg ist mit den blitzschnellen Wagen ohne Zugtiere, bedeutet ihn der Klosterbruder. Heimlich öffnet er ihm die Pforte, versorgt ihn mit Zehrung auf den Weg, und David sieht sich wieder mit dem Kinde dem Wind und Wetter preisgegeben.

Er geht nicht dem Eisenwege zu. Überzeugt, von seinen frühern Glaubensgenossen verfolgt zu werden, meidet er alle Straßen und sucht seine Sicherheit in der Einsamkeit. Er muß sein Ziel heimlich zu erreichen suchen, das Gerücht darf ihm nicht zuvorkommen. —

(Fortsetzung folgt.)

Kleinere Mitteilungen.

Nochmals Catts Unterhaltungen mit Friedrich dem Großen. Die neueste Nummer der „Historischen Zeitschrift" bringt eine Besprechung der Koserschen Ausgabe von Catts Unterhaltungen mit Friedrich dem Großen, welche dadurch charakteristisch ist, daß kein Wort über die Art gesagt wird, in welcher der Herausgeber den französischen Text behandelt hat, ein stillschweigendes Zugeständnis, daß darüber eben nichts Lobendes beizubringen ist. Auf diese Rezension folgt eine kürzere, nicht gezeichnete, die zu charakteristisch für das Treiben in einem gewissen Teile der heutigen deutschen Gelehrtenwelt ist, als daß man sie nicht näher beleuchten sollte. Sie lautet:

„Man darf hoffen, daß diese Bearbeitung" (Gespräche Friedrichs des Großen mit H. de Catt und Luchesini, in deutscher Uebersetzung von Fritz Bischof [sic!